

Der Courier = Erzähler

Der Bund der Medizinmänner

Wachs, Nügel und Menschenhaare als Heilmittel. — Wunderkuren indianischer Medizinmänner. — Hinrichtung als Strafe für mißglückte Krankenbehandlung.

Von Harris Pradett.

Dank der menschlichen Dummheit können immer wieder Fälle vorkommen, in denen Quacksalber durch ihre wahnwitzigen Heilmethoden oder Medizinern Kranke überorientieren und gar an Körper und Seele schädigen. Meistens ist es diesen „Heilfunden“ bekannt, daß ihre Mittel nichts taugen. Dadurch unterscheiden sie sich sehr von ihren Ungläubigen von ihren Kollegen unter den unglückseligen Kölfen in aller Welt, die von der Heilkraft ihrer oft unheimlichen Arzneien seit überaus langer Zeit und auch oft erstaunliche Heilerfolge aufweisen können.

Begreiflicher Weise suchen die weißen Behörden mit allen Mitteln gegen das Umwelten der Medizinmänner vorzugehen. Die Südfranzösische Union verbietet diesen Leuten die Ausübung ihres Handwerks vollkommen. Wie seit aber der Einfluß der Medizinmänner noch in der schwarzen Bevölkerung verankert ist, bewies der kürzlich in aller Öffentlichkeit erfolgte Zusammenstoß der Zauberer in der Gegend von Johannesburg. Die Medizinmänner versammelten sich in einem Saal in einer Vorstadt des Diamantengentrums und führten dort einen zahlreichen weißen und schwarzen Auditorium eine Reihe ihrer Zauberkünste vor. Der schwarze Veranstalter eröffnete die Versammlung und forderte dann zehn seiner Kollegen zu Diagnosen an Anwesenden auf. Dabei spielten vier menschliche Arme und Beinenden als Krankheitsstimmer die Hauptrolle. Die Knochen wurden aufeinander wahllos zu Boden geworfen, und aus ihrer Lage wollten die Medizinmänner die verschiedenen Krankheiten erkennen können. Soweit eine Kontrolle möglich war, trafen die Diagnosen meistens ein.

In Zusammenhang mit dieser außergewöhnlichen Bundesbegegnung äußerte sich Hugh Stout, ein alter Afrikaner, der sich jahrelang unter den Negern aufhielt, um das

Wissen der Moskitos aus und erzielte dadurch ähnliche Heilerfolge. Merkwürdig glückliche Sturen gelangen auch den indianischen Medizinmännern, die heute im Aussterben begriffen sind. So erzählt D. A. Cadson im „Scientific American“ von einem Medizinmann der Cree-Indianer, den er in der canadischen Provinz Saskatchewan kennen lernte. Der alte Mann war zu drei Vierteln blind und mußte sich bei seinen Diagnosen auf seinen Geruchsinne, sein Gefühl und sein Gehör verlassen. Nachdem Stiefel den Fremden nach Landesart in seinem Zelt begrüßt hatte, fragte er ihn unvermittelt, ob er nicht eine Medizin gegen seine Saltsalzjüngung haben wollte. Zufällig hatte der weiße Indianer eine Zeit Schmerzen in der Kehle verspürt. Nun reichte ihm Stiefel eine Wurzel, die er nach dem Gefühl aus seinem Arzneibehälter herausnahm. „Nun Sie“, Cadson besaßte den Rat und spürte schon nach einigen Minuten eine wesentliche Veränderung. In der gleichen Nacht noch verschwand die Entzündung vollständig.

Am nächsten Tag kam ein anderer Weißer in Stiefels Zelt; es war ein ehemaliger canadischer Soldat, der sich seiner Aufgabe nach während des Feldzuges in Frankreich eine Hautkrankheit zugezogen hatte, die verschiedene Militärärzte nicht zu heilen wußten. Stiefel gab ihm eine Medizin und sagte, der Kranke müsse längere Zeit in seiner Behandlung bleiben. Drei Monate später war der canadische Soldat vollständig geheilt.

Ein anderes Mal war Cadson Mitglied einer Fortbildungsanstalt in Arizona. Gelegentlich von Ausgrabungsarbeiten fiel eine Mauer ein und begann einen Indianer unter sich. In aufsteigendem hoffnungslosem Zustand wurde der Berunglückte geborgen und ins Lager gebracht. Er konnte kaum sprechen und hat Cadson mit erschütternder Stimme, drei Medizinmänner seines Stammes zu holen. Der Weiße machte sich sofort auf den Weg, hatte aber keine Hoffnung mehr, daß der Kranke am Leben bleiben würde. Als er nach einiger Zeit mit den Medizinmännern zurück kam, schien der Indianer im Sterben zu liegen. Die drei „Doktoren“ zogen nun dem Berunglückten vorsichtig die Kleider aus, und einer von ihnen untersuchte den ganzen Körper sorgfältig. Dann begann er den Ker-

nen von oben bis unten zu massieren; hierauf wurde der Indianer von einem zweiten Medizinmann mit einer Salbe eingerieben. Der dritte sah während der Prozedur neben dem Kranken und sang Beschwörungsgebeten, um die Geister, die am Einsturz der Mauer die Schuld trugen, zu vertreiben. Während der Behandlung jagierten alle drei Medizinmänner dem Kranken, er müsse ruhig gehand werden. Tatsächlich konnte der schon Halbtoote nach einiger Zeit aufstehen und später seiner Arbeit nachgehen.

Wie groß das Vertrauen der Medizinmänner zu ihrer eigenen Kunst sein muß, beweist eine reichlich merkwürdige und zum Grauen dieses Berichtes nicht gerade aufmunternde Sitte unter den Bute-Indianern in Südwestada. Wenn dort ein Medizinmann im Verlaufe seiner gesamten Laufbahn drei Frauen mißlingen und der Kranke stirbt, so gilt dies als ein Beweis dafür, daß der „Doktor“ von seinem Handwerk nichts versteht. Hierbei wird gar nicht erst geprüft, ob nicht der Behandelte so krank war, daß er menschlichem Gernessen nach überhaupt nicht mehr leben konnte. Der Stamm begnügt sich aber jetzt nicht damit, dem unglücklichen Medizinmann die Ausübung seines Berufes zu unterkufen, sondern läßt ihn unmittelbar nach dem Mißlingen seiner letzten Heilbehandlung erwürgen. Durch dieses radikale Verfahren schützen sich die Bute-Indianer auf jeden Fall vor allen Kurpfuschern, was unfernen zivilisierten und modernen Staatsweisen noch nicht gelungen ist.

Unter diesen widrigen Umständen verschlimmerte sich Chopins Leiden zusehends. Er, der in Paris ohne weiße Handschuhe, ohne Nisterglas und Badlgerüche ohne zu leben vermochte, haufte nun in einer Kloster-ruine, an deren kümmerlichen Resten der Zahn der Zeit nagte, Targ-artig und hüfner wie die Zelle, die er bewohnte; einige Zypressen und Palmen schaukelten vor dem Fenster im Winde, und hoch über dem alten Gemäuer schrieten die hungrigen Adler.

Trotz der sorgenden, liebevollen Pflege, die George Sand ihm zuwandte, blieb ihm dieser Aufenthalt unerträglich, und Chopin verlor immer mehr in eine dumpfe, hoffnungslose Melancholie. Erst als es ihm unter großen Kosten gelungen war, einen Flügel und einen Dien aus Marseille kommen zu lassen, lebte er ein wenig auf.

Ein grauer Regentag neigte sich seinem Ende zu. George Sand war nach Palma gegangen, um Einkäufe zu besorgen. Unendliche Mühe bereite die Rückweg. Ein Unwetter brach herein, und sechs qualvoller Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig eingeregnet, mitten in der Nacht das Kloster zu erreichen. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes. Tränen in der Halle blieb die Dichterin stehen und lauschte. Vollig durchnäßt war sie, aber das, was sie hörte, zwang sie, regungslos zu horchen.

So seltsam, so unwirklich hallten diese Töne durch das hohe, finstere Gemäuer. Dämonisch-hüßler quollen die Melodien hervor, als wollten sie die verstorbenen Mände zu neuem Leben erwecken. Es schien auf einmal, als schlichen bleiche Gestalten in Stuten über, als ertönen dumpfe Mönchschöre und inbeirrigte Gebete, ringend und selbstzerfleischend. Ein paar kurze helle Töne klangen dann auf, wie matte Lichtstrahlen. Vielleicht war es ein fahler Schein des Mondes, vielleicht das letzte klagende Aufschlagen eines flügelhaden Vogels. Dann stürzten die Melodien vorwärts.



Nehmen Sie Yeast für Ihre Gesundheit?

Wenn ja, dann gebrauchen Sie Royal Yeast Cakes — das Standard der Qualität für über 50 Jahre.

Reichen Sie ein Stüchchen Royal Yeast über Nacht auf in lauwarmen Wasser, mit etwas Zucker. Rühren Sie es gut, sehen Sie es und trinken Sie die Flüssigkeit. Der Geschmack kann verbessert werden mit dem Saft einer Apfelsine.



ROYAL YEAST CAKES

Als sich der Koffin geltende Peinfall gelegt hatte, erhob sich, die lange Wände schüttelnd, der junge Esst. Er hatte eine hier noch unbekannte Komposition mitgebracht, wollte jedoch zuvor nicht verraten, von wem sie stammte.

Als er zu spielen begann, hörte sogar der kleine, hie Herr von Balzac mit seinem feinen Gehör auf. Alles lautete einer seltsamen, wohlklingenden Musik, die erfüllt war von anmutiger Wehrhaftigkeit, bigarren Einfällen, übermäßigem Gefühl und überfließender Leidenschaft. Da erklangen Variationen von wunderbarer, bestrickender Eigenart; nicht Klaffigkeit, sondern eine ausgeprägte Individualität lag in ihnen. Melodien von so zarter Feinheit, daß man das Sprudeln der Wellen zu hören und das Spiegel der Sonnenstrahlen darin zu sehen glaubte; dann wieder demüthig dahinstatternd, drängend vorwärts stürzend, wie getrieben von dem Atem einer dunkelblauen, geheimnisvollen Romantik. Bald lebensschafflich jauchzend, zögernd, flackernd, wie eine Flamme im Winde, forten sie sich zu einer bis in die feinsten Nerven hinein empfindenden Traumdichtung.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie hörte, die restlos von diesen wunderbaren Melodien gepackt und mit fortgerissen waren, zu sich zurückzufinden. Dann aber brante ein kaum endemollender Applaus durch den Saal.

„Wer ist es? Wer?“ — „Nicht wies lächelnd auf das Notenblatt. Da stand oben in der Ecke mit feiner, fast zierlicher Schrift: François Frédéric Chopin.“

Preludes.

Historische Skizze von Stephan Georgi.

Zu der Zeit, da in den deutschen Ländern der brave Biedermeier mit pedantischer Aufmerksamkeit seine Krise zur Ruhe führte, bildeten die eleganten Salons von Paris — zu den bekanntesten gehörte der des Barons Rothschild — den beliebtesten Sammelplatz der Geistesheroen. Männer der Kunst und des Wissens trafen dort aus aller Welt zusammen.

Es war ein recht anregender Abend im Hause der bewundernswürdig schönen Gräfin Potocka. In der Mitte des lichtbestrahlten Saales, am Flügel, sah Koffin und spielte — ein wenig plegmatistisch — einige Fragmente aus seiner „Italiana in Algeri“. In einer Ecke war, ohne Fietat vor Koffinis Spiel, der kleine Herr von Balzac damit beschäftigt, einigen Damen galante Fittchen zuzuschleifen, von denen der fett-behaglich daneben sitzende Alexander Dumas von Zeit zu Zeit ein Teilchen mit anhörte. Heinrich Heine verstand es, inwieweit eine recht bereite Augenunterhaltung mit der noch sehr jugendlichen Gräfin Anar anzupinnen. Sehr anhängliche Hörer waren jedoch Kiegl, Hüter, Mosher und Gaudier.

Als sich der Koffin geltende Peinfall gelegt hatte, erhob sich, die lange Wände schüttelnd, der junge Esst. Er hatte eine hier noch unbekannte Komposition mitgebracht, wollte jedoch zuvor nicht verraten, von wem sie stammte.

Als er zu spielen begann, hörte sogar der kleine, hie Herr von Balzac mit seinem feinen Gehör auf. Alles lautete einer seltsamen, wohlklingenden Musik, die erfüllt war von anmutiger Wehrhaftigkeit, bigarren Einfällen, übermäßigem Gefühl und überfließender Leidenschaft. Da erklangen Variationen von wunderbarer, bestrickender Eigenart; nicht Klaffigkeit, sondern eine ausgeprägte Individualität lag in ihnen. Melodien von so zarter Feinheit, daß man das Sprudeln der Wellen zu hören und das Spiegel der Sonnenstrahlen darin zu sehen glaubte; dann wieder demüthig dahinstatternd, drängend vorwärts stürzend, wie getrieben von dem Atem einer dunkelblauen, geheimnisvollen Romantik. Bald lebensschafflich jauchzend, zögernd, flackernd, wie eine Flamme im Winde, forten sie sich zu einer bis in die feinsten Nerven hinein empfindenden Traumdichtung.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie hörte, die restlos von diesen wunderbaren Melodien gepackt und mit fortgerissen waren, zu sich zurückzufinden. Dann aber brante ein kaum endemollender Applaus durch den Saal.

„Wer ist es? Wer?“ — „Nicht wies lächelnd auf das Notenblatt. Da stand oben in der Ecke mit feiner, fast zierlicher Schrift: François Frédéric Chopin.“

Am diese Zeit, da man ihn in den Pariser Salons noch immer feierte, wollte Chopin — frank und mutlos — gemeinsam mit der Dichterin George Sand, deren Wirklichen Name eigentlich Aurore Dubouché war, an der spanischen Küste auf der Insel Mallorca.

Seine schwache Gesundheit brachte arge Enttäuschungen in die Freude des dortigen Zusammenlebens. Ein kalter, regnerischer Winter trat ein; die Wohnung, die sie genommen hatten, war feucht und dunkel, und er erkrankte der an Aueris und Beglücktheit Gewöhnung bald an einer bedenklichen Bronchitis; einer Krankheit, die damals dort unferm jedermann fürchtete. So kam es, daß die beiden regelrecht aus ihrer Wohnung vertrieben wurden und in einen alten, verlassenen Karthäuser-Kloster Zuflucht suchen mußten.

Unter diesen widrigen Umständen verschlimmerte sich Chopins Leiden zusehends. Er, der in Paris ohne weiße Handschuhe, ohne Nisterglas und Badlgerüche ohne zu leben vermochte, haufte nun in einer Kloster-ruine, an deren kümmerlichen Resten der Zahn der Zeit nagte, Targ-artig und hüfner wie die Zelle, die er bewohnte; einige Zypressen und Palmen schaukelten vor dem Fenster im Winde, und hoch über dem alten Gemäuer schrieten die hungrigen Adler.

Trotz der sorgenden, liebevollen Pflege, die George Sand ihm zuwandte, blieb ihm dieser Aufenthalt unerträglich, und Chopin verlor immer mehr in eine dumpfe, hoffnungslose Melancholie. Erst als es ihm unter großen Kosten gelungen war, einen Flügel und einen Dien aus Marseille kommen zu lassen, lebte er ein wenig auf.

Ein grauer Regentag neigte sich seinem Ende zu. George Sand war nach Palma gegangen, um Einkäufe zu besorgen. Unendliche Mühe bereite die Rückweg. Ein Unwetter brach herein, und sechs qualvoller Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig eingeregnet, mitten in der Nacht das Kloster zu erreichen. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes. Tränen in der Halle blieb die Dichterin stehen und lauschte. Vollig durchnäßt war sie, aber das, was sie hörte, zwang sie, regungslos zu horchen.

Spezial-Angebot

8 Ader am Pacific Highway, 510 Fuß Front, 1/2 Ader Garten, 2 1/2 Ader leicht gefallt, gutes 4 Zimmer Haus mit ganzer Einrichtung, 20 bei 34 Sühnerhaus, Keller, Holzschuppen; nahe Schule, Kirche u. Store; 15 Minuten zum Ocean; 15 Minuten zur Grenze; eine Stunde mit Auto bis Vancouver. Ausgezeichnete Lage für Sühnerfarm. Preis 2.400. Anzahlg. 1.400. Rest leichte Anzahlg.

Paul Forster
Gloverdale, R.R. 2. British Columbia.

leuchten weiter, wie getrieben von einer wahnwitzigen Angst, von auflösenden Schrecknissen. Sie verfluchten aufwärts zu fliehen, sich im Unendlichen zu verlieren, aber dort war alles dunkel, düster und erstarrt. Da flatterten sie hernieder, immer weiter, sanken in eine trostlose Tiefe; langsam, stöhnend, schlendend. Wie das milde Herabfallen glitzernder Wassertröpfchen klang es aus einem Largo hervor, das wie ein Hauch ertönte, erfüllt von einer unjagbaren, lächelnd niederdrückenden Schwermut.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes. Regungslos, zitternd stand die Dichterin an der Thür. Sie hätte aufschreien mögen bei diesen Tönen; aber sie bezwang sich. Leise trat sie ein.

Der Kranke sah still am Flügel. Ein kleiner Leuchter stand vor ihm und spendete spärliches Licht. Der Schein fiel auf sein bleiches Gesicht, die weiße, fast durchsichtige Haut, spielte mit dem dunkelblonden, seidenseinen Haar, glitzerte in den Tränen, die in den großen braunen Augen lagen, und schien herab auf die garten, weißen Hände, die so ellenhaft leicht über die Tasten glitten.

Mit einem leichten Schrei sprang der Spielende auf, als er die Angewonnene erblickte. Seine Augen blickten hart und verstört. „A, ich wußte wohl, daß Du gestorben bist! Ich habe alles im Traum gesehen. Auch in bin gestorben; in einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertröpfchen fielen gleichmäßig auf meine Brust.“

George Sand beruhigte ihn. Erst nach einer ganzen Weile fand er sich aus seinen Visionen in die Wirklichkeit zurück und war entsetzt, als er von dem gefährlichen Nüchtern hörte. Doch gleich darauf verlor er wieder in seine Melancholie, sprach von weltlichen Dingen und zeigte auf alle Fragen nur ein resigniertes Kopfschütteln.

Als die Dichterin nach einer Weile wieder zu ihm kam, sah er noch immer am Flügel. Er blickte sie an, als wollte er fragen: „Nimmst Du das, was ich jetzt spiele?“

Sie hörte ein paar Takte zu, dann mußte sie es. „Nagars Requiem!“

Da nickte er und zwang ein füllendes, dünnes Lächeln auf seine Lippen. „Das spielt mit an meinem Sarge...“

Erwähnt den „Courier“ bei allen euren Einkäufen!

„Erste Frage.“ Schmidt, wir müßten Sie nach einer anderen Abtheilung verlegen! Es wird vor allen Dingen nicht im Büro geschlafen, und dann werden Sie noch mit Ihrem Schnarchen den Herrn Gebeinrat auf!“



Denke dir, gestern habe ich meiner Braut nach Dindende begehrt: „Ich verzehre mich vor Sehnsucht nach dir!“

Und was hat sie geantwortet? „Paß auf, daß dir kein Krach in den Nacken bleibt!“

„Spitzer.“

Am anderen durch die Finger zu sehen, dreht man gewöhnlich beide Augen zu!

Je ungenüßlicher der eine Teil, desto erfratender pflegt er auf den anderen zu wirken!

„Avancement.“ Was grüßte denn in einem fort, „Vengel?“

„Paß bin heute ein Zahr hier, und da darf ich den jüngsten Lehrling verbanen!“

Eltern verstehen die Sprache ihres Kindes.

„Wir dachten schon, wir würden unter Paß beim Jähren verlieren.“ sagt eine Mutter aus Mendota. „Es konnte nichts mehr werden und ungerechtfertigt ab. Nach einer sehr unruhigen Nacht dachte ich an Gehenna und dachte eine Klischee. Wenige Tropfen beruhigten es und nach einigen Tagen war es ein ganz anderes Kind.“

„Ganzes dieses reine Kränkerpräparat, das harmlos ist. Kleiders Confirma ist mit neuen Erfahrungen, Verhoffung, Kraft und andere Kinderkrankheiten und Millionen Mütter kennen diesen gute Wirkungs. Gerne die Nachahmungen Kleiders. Innerschrift ist das Zeichen des echten Galaria.“

It's the Water -

Sparkelndes, klares u. nahrhaftes Wasser ist ein notwendiger und natürlicher Bestandteil des

CALGARY BEER

„The Beer with a Reputation“

Weit zurück in den neunziger Jahren hat es schon die Popularität gewonnen und erfreut sich daran noch immer in zunehmendem Maße durch den ganzen Westen.

CALGARY BREWING & MALTING CO. LIMITED
CALGARY ALBERTA

Lejegeld

Bitte senden Sie Geld, insbesondere Bargeld, der Sicherheit halber nur per eingeschriebenem Brief. Noch besser ist es „Money Orders“ oder „Postal Notes“ zu benutzen.

An „Der Courier“
Regina, Sask.
1835 Halifax Street.

Befolgend Überfende ich Ihnen:
für den „Courier“: Bezahlung bis zum 1. Januar

1930.....	\$.....
dazu Voransbezahlung bis zum 1. Januar 1931....	\$ 2.00
und für den Courierkalender 1930.....	\$ 0.50
Zusammen.....	\$.....

Mein Name ist

Meine Post-Office Adresse ist

Proving.....

Zur Beachtung! Wer sein Lejegeld für den „Courier“ bis Januar 1931 vorausbezahlt oder wer einen neuen Abonnenten gewinnt und \$2 für das erste Abonnementsjahr einsetzt, erhält auf Wunsch den Courierkalender 1929 als freie Prämie.